

„Stradivaris Geheimnis ist gar keins“

Der Violin-Experte Jost Thöne lässt die wertvollsten Instrumente der Welt vermessen. Das Genie des großen Geigenbauers kann er nicht ergründen. Er hat aber eine Theorie

Der Befund ist mehr als 2600 Seiten lang. Röntgenbilder, Ganzkörperscans, selbst Untersuchungen per Endoskop wurden vorgenommen. Am Schluss war jede Anamnese erfasst, jede Anomalie vermessen und von Experten analysiert. Ihre Diagnosen füllen jetzt allerdings keine Patientenakten, sondern acht plakatgroße Sammelbände – über Stradivari-Geigen.

VON CÉLINE LAUER

Für seine legendären Instrumente brauchte Antonio Stradivari nicht wesentlich mehr als ein Pfund Holz, vier Saiten und ein bisschen Lack. Dennoch gelten die rund 1000 Geigen, Bratschen und Celli, die seine Werkstatt im norditalienischen Cremona verließen, bis heute als unübertroffen – und in mancher Hinsicht auch als unerklärlich. Sie zu finden und zu katalogisieren, ist das Großprojekt des Geigenhändlers und Verlegers Jost Thöne. Der gebürtige Münsterländer will möglichst jedes noch existierende Instrument bis ins letzte Detail dokumentieren, seien es seine Wölbungsmaße, Farbnuancen oder vormalige Besitzer. Ein Team aus Wissenschaftlern – darunter ein Historiker mit Schwerpunkt Herkunftsforschung und ein Dendrochronologe, der das Alter von Holz bestimmt – arbeitet seit Jahren daran, den Geigen ihre letzten Geheimnisse zu entlocken.

Die neuesten Ergebnisse hat Thöne nun in Band 5 bis 8 seiner Enzyklopädie herausgegeben; zusammen mit den ersten Bänden enthalten sie das gesammelte Wissen über insgesamt 300 Stradivaris. „Das sind rund zwei Drittel aller weltweit noch existierenden Exemplare“, schätzt Thöne auf dem Podium.

Der Verleger hat zur Präsentation ins Berliner „Hotel Adlon“ geladen, zu seiner Rechten und Linken sitzen Teammitglieder aus Forschung und Produktion. Vor ihm stapeln sich acht dunkelblau gebundene Bände mit Goldprägung, groß und massiv wie Gehwegplatten, jede Violine ist darin in Originalgröße abgebildet. Man glaubt gern, dass es sich dabei um die umfassendste und aufwendigste Forschung zum Mythos Stradivari handelt, die je betrieben worden ist.

Mythos deshalb, weil die Streichinstrumente seit drei Jahrhunderten Rätsel aufgeben: Warum klingt eine Stradivari so, wie sie klingt, nämlich lebendiger, voluminöser, brillanter als alle anderen Geigen? Dieses Klanggeheimnis ist der Grund, weshalb professionelle Musiker und Sammler für manches Exemplar viele Millionen Euro zahlen – und Wissenschaftler jahrelange Forschungen anstellen. Immer wieder kursieren Theorien, vor allem bezüglich des Materials: Sei es nun der „Meisterpilz“, der das Fichtenholz befallen und deren Dichte entscheidend verändert haben soll, oder das venezianische Brackwasser, mit dem die Stämme beim Transport angeblich in Kontakt kamen.

Auch die Wissenschaftler um Jost Thöne haben sich mit dem Holz befasst, allerdings auf sehr viel technischerer Ebene: Das Team ließ einige Instrumente millimetergenau erfassen und vermessen. Schon deshalb, weil die Geigenbauer bis heute ihrem großen Vorbild nacheifern – und nicht nur die Form des Korpus, sondern insbesondere auch die Wölbung der Violine ihren Klang entscheidend beeinflussen. Für

einen möglichst gelungenen Nachbau ist es also wichtig zu wissen, wie dick oder dünn das Holz der Decke, also der Geigenoberseite, auf seiner gesamten Fläche ist.

Im Mikro-Computertomografen des Musikwissenschaftlers Rudolf Hopfner von der Universität Wien wurden die Violinen deshalb scheinbarweise durchleuchtet. Was sonst als medizinisches Verfahren dient, lieferte hier mehr als 6000 einzelne Querschnitte, die sich zu einer Art zweidimensionalen Höhenprofil der Stradivari verdichten lassen – oder zu einem dreidimensionalen, gläsernen Modell, das jede Abweichung im Innersten sichtbar macht.

Noch wichtiger war den Forschern allerdings die Datierung. Denn das genaue Alter eines Instruments bestimmt nicht nur seinen Wert, sondern ist auch eines der wenigen Mittel, um seine Echtheit zu prüfen. Zwar hatte Stradivari stets eine Herstellerangabe hineingeklebt, doch diese Geigenzettel sind alles andere als fälschungssicher. Jost Thöne schickte deshalb die Fotos der Instrumente an Arjan Versteeg.

Der gebürtige Niederländer ist nicht nur selbst Geigenbauer, sondern auch Dendrochronologe: Er kann anhand der Jahresringe das Alter eines Holzes bestimmen. „Jeder Baum“, sagt Versteeg auf dem Podium, „hat eine eigene Biografie.“ Denn die Ringe fallen Jahr zu Jahr unterschiedlich breit aus, abhängig vom Klima und der unmittelbaren Umgebung. So bildet jeder Stamm ein eigenes Muster, eine Art Fingerabdruck. Mit ihm kann Versteeg bestimmen, wann das Holz gefällt wurde – und Rückschlüsse auf das frühestmögliche Entstehungsjahr des Saiteninstrumentes ziehen.

Seine gute Nachricht an diesem Vormittag: Jede der rund 300 Stradivaris, die private Sammler, Musiker oder Kuratoren dem Projekt zur Verfügung gestellt haben, stammt aus der richtigen Epoche. „Bei keiner Geige wurde das Holz nach 1737 gefällt, das ist schon mal gut“, sagt Versteeg und erlaubt sich ein Grinsen – eine Fertigung durch Stradivari nach dessen Todesjahr wäre schließlich eher unwahrscheinlich.

Bei einer einzigen Violine war der Dendrochronologe zwar stutzig geworden, weil ihre feine Maserung eindeutig ins 20. Jahrhundert verwies; es stellte sich aber heraus, dass hier nur die Decke restauriert worden war. Glücklicherweise, denn seine Datierungsarbeit ist auch ohne Fälschungsenthüllungen ein heikles Geschäft. Immerhin stellen die Besitzer ihre Preziose der Forschung zur Verfügung – um dann womöglich zu erfahren, dass ihre Violine gar nicht von 1715, sondern von 1730 stammt. Und damit deutlicher weniger wert ist als gedacht.

Ein paar Mal, sagen Arjan Versteeg und Verleger Jost Thöne, hätten sie diese Botschaft überbringen müssen; das erfordere dann „diplomatisches Geschick“. Insgesamt sei die Untersuchung aber positiv ausgefallen. Nicht nur, weil viele Herstellungsdaten bestätigt wurden, sondern auch, weil man etliches über Stradivaris Handwerk dazugelernt habe: Etwa, dass der Geigenbauer relativ frisches Holz verwendete und sein Material nicht viele Jahre lang lagerte, wie das oft üblich ist.

Am interessantesten ist allerdings die Entdeckung, die der Dendrochronologe bei einem Vergleich der verschiedenen „Fingerabdrücke“ machte: Etliche Stradivaris stammen aus ein und demselben Baum. Meist sind es drei oder vier Violinen, die identische Jahresringe haben; es gibt allerdings auch ein Muster, das Versteeg bei fast 20 Instrumenten wiederentdeckt hat. Weshalb Antonio Stradivari gerade aus dieser Fichte so viele seiner Meisterstücke fertigte, kann auch der Experte nicht sagen. Aber Stradivari habe bei jeder Geige so viel experimentiert, vermutet Versteeg, dass er zumindest einen Parameter stabil habe halten wollen.

Gelüftet ist das Klanggeheimnis damit noch immer nicht – aber womöglich gibt es ja auch gar keins. Das glaubt zumindest Jost Thöne: „Wissenschaftlich spricht alles dagegen“, sagt der Verleger. Vielmehr habe der italienische Geigenbauer seine Instrumente damals so visionär gefertigt, dass ihr Klang selbst in den großen Konzertsälen unserer Zeit noch überwältige: „Stradivari war ein Genie. Dafür muss man keine Erklärung in Form, Wölbung, Holz oder Lack suchen.“ Vermutlich hat der Geigenzähler damit recht. Die Stradivari-Formel, die selbst in einer 2600 Seiten starken Studie nicht zu finden ist, muss wohl erst noch erfunden werden.



Stradivari von 1699: Röntgenbilder und Ganzkörperscans sollen das Geheimnis ihres Klangs enthüllen